Gemeinwohl und lokale Macht. Honoratioren und Armenwesen in der Berliner Luisenstadt im 19. Jahrhundert [Ludovica Scarpa]

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **84 (1997)**

Heft 9: **Ingenieur formt mit = L'ingénieur participe à la mise en forme = The engineer as co-designer**

PDF erstellt am: **19.03.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

im Umgang und dazu ein schier ungebändigter Machtanspruch, die ihn für viele so faszinierend machten. Der ‹appeal› dieses Mannes war einzigartig. Er vermittelte, so Speer, das Gefühl, er könne all das erreichen, was er sich vornehme – jedes Ziel, ausnahmslos.

Die zunehmende Verstrickung Speers ins Gewebe der NS-Macht beginnt in einem so banalen wie erschreckenden Umstand: «Ein angeborener Antisemitismus – nicht auf Speer oder die Deutschen beschränkt – mag zu Speers instinktiver oder absichtlicher Blindheit beigetragen haben.» Was bei der Autorin nur vage anklingt, verfestigt sich bei kritischer Lektüre doch zur beklemmenden Gewissheit: Speers Position war so bedeutend, dass er in irgendeiner Form an allen Entscheidungen beteiligt war. Jene berüchtigte Gauleiterkonferenz in Posen dient dabei als Fixpunkt, als Grenzüberschreitung zwischen blossem Dabeisein und aktivem Mitmachen. Himmler hielt hier, am 6. Oktober 1943, eine Rede vor der Elite der Nazis, in der er die Judenvernichtung in ihrer faktischen Konsequenz skizzierte. Dies geschah auf Geheiss Hitlers, der – um die Entschlossenheit der Alliierten wissend, alle Kriegsverbrecher vor Gericht zu stellen – möglichst viele führende Köpfe der Politik in die Verantwortung mit einbeziehen wollte, um ein «Abspringen» kurz vor Schluss zu verhindern.

Doch von all dem will Speer nichts gewusst haben. Er tat, wie viele andere, nur seinen Job – zumindest neigt Gitta Sereny nach jahrelangen Interviews mit Hitlers «Organisationsgenie» dieser Ansicht zu. Von wegen Job: er stand im Brennpunkt der Macht! Allerdings war Ende 1943, Anfang 1944 auch für ihn die Situation schwierig geworden. In einem Spinnennetz von Intrigen verwoben, glaubte er sich selbst vor Mordanschlägen nicht mehr sicher. Von seiten seiner Intimfeinde, insbesondere Bormanns und des «Reichsführers SS», drohte Unheil. «Speer fürchtete Himmler damals zu Recht. Speers zunehmende Herrschaft über die deutsche Produktion, seine immer engeren Verbindungen zur Wehrmacht und vor allem seine ungeachtet Hitlers momentaner Missgunst starke Stellung in der Nachfolgefrage stellten eine ungeheure Bedrohung für den Mann dar, der inzwischen einem Staat im Staate vorstand und die feste Absicht hatte, Hitlers Regierung schliesslich durch seine SS-Verwaltung zu ersetzen und selbst Hitler nachzufolgen.» Er war das personifizierte Bindeglied hin zur Industrie und wohl auch hin zur Armee – mehr jedenfalls als die anderen Kandidaten wie Himmler, Bormann, Göring und Goebbels. Das stärkte seine Rolle – und sein Selbstbewusstsein. Obgleich auf der Liste der Verschwörer vom 20. Juli für einen Kabinettsposten vorgesehen, hatte Speer zu ihnen keinerlei Verbindung, missbilligte gar, nach eigenem Bekunden, das Attentat. Seine emotionale Nähe zu Hitler wies zwar erste Risse auf, blieb aber leidlich intakt. Und umgekehrt galt das offensichtlich genauso.

Weit mehr aber als die Frage, ob nun Speer von der «Endlösung der Judenfrage», ob er von Treblinka und Auschwitz wusste oder nicht wusste, mehr als die Frage nach der Teilhabe an der Schuld ist interessant, wie ein hochintelligenter und nüchterner Mensch, der – fern aller ideologischen Emphase – lediglich seine beruflichen Ambitionen ausleben wollte, wie ein solcher Mensch zu einem Hauptakteur des Nazi-Regimes werden konnte. Ist denn jeder von uns so leicht korrumpierbar? Es bleibt nach der Lektüre letztlich offen, wie und warum er einen solch' furiosen Aufstieg erlebte, wenn es denn nicht die Verheissung von Macht, Einfluss und Aufträgen war, die ihn antrieb. Und offensichtlich ist es gerade jenes «eigentümlich verwobene Nebeneinander von Rausch und Rationalität, das ihn kennzeichnete», dem auch Gitta Sereny sich nicht zu entziehen vermag. Ihre These lautet: es sei die Kompensation des frühkindlichen Liebesentzuges durch seinen Vater, der Speers Hinwendung zum Nationalsozialismus, der seine Fixierung auf Hitler verursacht habe. Da ist sicher etwas dran. Aber – reicht das für eine kritische Analyse? Kann das denn alles erklären?

Gitta Serenys breit angelegte Biographie lebt zwar von einem gewissen Spannungsbogen, bleibt insofern aber kurzsichtig, weil sich ein enormes Konvolut an Informationen allzusehr auf diese eine Frage konzentriert. Als Psychogramm jedoch ist das Buch gelungen – eine Lektüre, die trotz (oder gerade wegen) ihrer Länge durchaus zu fesseln vermag. Immerhin macht sie die Vielschichtigkeit menschlichen Verhaltens manifest.

Speer war gutaussehend, kultiviert, gebildet, aus grossbürgerlicher Familie – Eigenschaften, deren sich die NSDAP nur zu gern versicherte, und die ihm auch später sehr dienlich waren: Ein gut Teil seines Abschneidens bei den Nürnberger Prozessen dürfte er einem unausgesprochenen «Klasseneinverständnis» mit den westlichen Hauptanklägern zu verdanken gehaben. Immerhin wurde er nur zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurteilt, während man seinen Untergebenen Fritz Sauckel, der die von Speer benötigten Sklavenarbeiter beschaffte, hinrichtete. Es scheint, als gehörte Speer schon immer zu den Glücklicheren. Sicherlich: er hat sich – als einziger der Angeklagten – schuldig bekannt, doch nur in Form einer allgemeinen Verantwortung, als Teil der staatlichen Führung, nicht aber im konkreten Handeln. Fakt aber ist, dass er sich mehr und mehr hinein begab in die wahnwitzige Rationalität der «Endlösung». Seine Schuld besteht zumindest in der Billigung, also darin, sein Wissen um das, was da vor sich ging, nicht umzusetzen in eine Abkehr vom Regime. Sein Eingeständnis: «Ich war aus eigener Entscheidung blind – aber ich war nicht ahnungslos» ist insofern entlarvend. Schliesslich arrangierte er sich mit der Situation und machte das «Beste» daraus, indem er all seine Kraft in eine hochgradig effektive Unterstützung des grauenhaften Treibens steckte. Geblieben ist Speer, bis zu seinem Tod 1981, der Kampf mit seinem Gewissen. Man könnte es auch die Kunst des Verdrängens nennen.

Robert Kaltenbrunner

Luisenstädtische Herrschaften
Selbstverwaltung und Stadtentwicklung am historischen Berliner Beispiel

Gemeinwohl und lokale Macht. Honoratioren und Armenwesen in der Berliner Luisenstadt im 19. Jahrhundert.
Von Ludovica Scarpa
K.G. Saur Verlag München 1995, 390 S., 9 s/w- Abb., geb., 128,– DM.

Was von Ludovica Scarpa am Beispiel der Berliner Luisenstadt des 19. Jahrhunderts demonstriert wird, ist nichts anderes als die einerseits unscheinbare, anderseits höchst komplexe Abfolge jener Verwaltungsstrukturen, die zur Behebung der «sozialen Frage» angemessen schienen. Es ist ein Drama mit unzähligen Akten und Einschüben, dessen Protagonisten in besonderer Weise in ihrem lokalen Umfeld verwurzelt sind. Mit dem für das Buch zentralen Begriff der «Honoratioren» ist soviel gemeint wie «ehrenamtliche Beamte», die sich, zumeist der heterogenen Schicht des «Kleinbürgertums» (Handwerker, Fabrikanten, Kaufleute) entstammend, der «öffentlichen Angelegenheiten ihres Gemeinwesens – scheinbar – uneigennützig annahmen. Selbstverantwortung, freier Ermessensspielraum und Überschaubarkeit aller ihrer Handlungen waren feste Spielregeln des Systems.» Doch was mit der Steinschen Städteordnung in Form von Armenkommissionen in der kommunalen Stadtverwaltung seinen Ausgang nimmt, mündet – um mit Max Weber zu sprechen – in die «bürokratische Herrschaft» einer «unpersönlichen Ordnung». Am Ende des Jahrhunderts halten Staat und Verwaltung Einzug (nicht nur) in die (Berliner) Kommune.

Nicht die Rekonstruktion eines historischen Ablaufs, sondern das Zusammendenken gesellschaftlicher Phänomene ist das Besondere der vorliegenden Arbeit. Die Struktur des Armenwesens bildet zugleich den Nukleus kommunaler Selbstverwaltung. Mit überraschenden Effekten, denn «das Unterstützungssystem (stellte) eine indirekte Förderung für die sich erst bildende Industrie dar, weil die gesamte Gesellschaft eingespannt wurde, um die Arbeiter zu ernähren und am Ort zu halten, wenn sie wegen schlechter Konjunktur von den Unternehmern entlassen wurden». Weit mehr aber förderte das Berliner System den freien Wohnungsmarkt, denn diese Unterstützungen waren «in der Praxis Mietunterstützungen und flossen in die Taschen der gleichen kleinbürgerlichen Hausbesitzer, die als unbe-

wusste ‹Erfinder› dieses Systems gelten können», womit wiederum «die Rentabilität des Mietshauses garantiert» und zugleich die «Finanzierung der stetigen Erweiterung der Stadt» gewährleistet wurde.

In diesem Lichte betrachtet ist die direkte Korrelation von Umverteilungssystem und räumlicher Entwicklung *per se* eine Offenbarung. Nicht weniger interessant aber ist der Umstand, dass gerade darin «ein Ausgleichsfaktor ersten Ranges (bestand), um die sich industrialisierende Stadt nach Regeln zu stabilisieren, der noch Rudimente der Ständegesellschaft anhafteten». Die räumliche Ausgestaltung spielte dabei grundsätzlich eine Hauptrolle. Als Friedrich Wilhelm IV. im Jahr 1840 den Thron bestieg, hatte er, im Hinblick auf die Luisenstadt, genaue künstlerische und religiöse Vorstellungen. Er wollte hier, auf dem Köpenicker Feld, einen vorbildlichen neuen Stadtteil schaffen, kulminierend in zwei grossen repräsentativen Bauten (dem Diakonissenmutter- und -krankenhaus Bethanien und der Jacobikirche). Und gerade dieses Vorgehen interpretiert Scarpa als «konservative Offensive gegen das traditionelle Netz der sozialen Strukturen des Viertels, gegen das System der Selbstverwaltung durch die Honoratioren am Ort».

Unter anderen Vorzeichen entfaltete auch der sogenannte Hobrecht-Plan von 1862 enorme gesellschaftliche Wirkungen. Obgleich der «hundertjährige Bebauungsplan» – wie ihn der Abgeordnete Lasker 1870 ironisch nannte – und seine «Begleiterscheinung», die Mietskaserne, unablässig kritisiert wurden, hatte diese Kritik auf das konkrete Wachstum der Stadt und die jahrzehntelange Produktion dieses Haustyps kaum Auswirkungen. Es war die gemischte Gesellschaft nach altliberaler Manier, die hier ihren Ort fand – und der mit dem Modernisierungskonzept der Fortschrittsliberalen der Kampf angesagt wurde. Und mit dem Bau der ersten Villenkolonien nahm die Trennung der sozialen Schichten in der Stadt denn auch bald Gestalt an.

«Gemeinwohl und lokale Macht» zeichnet, eingängig und nachvollziehbar, den Wandel nach, den soziale Strukturen im Laufe des Jahrhunderts nahmen, von der lockeren Zusammenarbeit einzelner Personen, die ihre Entscheidungen informell auf nachbarschaftliche Art trafen, hin zu behördlichen Verfahren in eigens dafür eingerichteten Ämtern. Wenngleich etwas positivistisch und mitunter recht langatmig, ist Ludovica Scarpa ein sehr informatives Buch gelungen. Es lässt sich auch lesen als eine Streitschrift wider den «Selbstbetrug des Fortschrittsdenkens der Moderne, die bereitwillig mehr Geld in institutionalisierte Dienste und aufwendige Verwaltungen steckt, anstatt die billigeren – und menschenfreundlicheren – nachbarschaftlichen Hilfen zu fördern». Wenn das keine Aufforderung zum Nachdenken ist!

Robert Kaltenbrunner

Berliner Strukturen – unabänderlich? Eine 60 Jahre alte «Geographie der Weltstadt» erweist sich als überraschend aktuell

Gross-Berlin. Geographie der Weltstadt. Von Friedrich Leyden (Reprint, mit einem Nachwort von Hans-Werner Klünner). Hrsg. vom Museumspädagogischen Dienst Berlin. Berlinische Bibliothek im Gebr. Mann Verlag, Berlin 1995, 222 S., 73 Abb., Ln. 148,– DM

«Je nach den Bedürfnissen des Augenblicks und der engsten örtlichen Perspektive ist das heutige Gross-Berlin zusammengebaut worden. Irgendwo in der Landschaft fängt es an, bei Lichterfelde wie bei Weissensee, und irgendwo in der Landschaft verdichtet sich die lockere Vorortsiedlung allmählich oder ohne Übergang zu demjenigen Gebilde, das man als den grossstädtischen Kern bezeichnen könnte. Wer die näheren Umstände kennt, die z.B. bei der Anlage von Siemensstadt und der Wahl der hierfür in Betracht kommenden Örtlichkeit ganz überwiegend fiskalische Gründe hat massgebend sein lassen, wird den Versuch als aussichtslos aufgeben, in Gross-Berlin ein grosses Berlin, mit einheitlichen und weitwirkenden Gesetzmässigkeiten, suchen zu wollen.»

Was klingt wie eine Grundsatzkritik an den derzeitigen Leitlinien der Berliner Stadtentwicklung, ist bereits vor mehr als 60 Jahren gesagt worden. Das 1933 erschienene Buch «Geographie der Weltstadt» ist ein historisches Standardwerk und zugleich von verblüffender Aktualität. Sein Autor, Friedrich Leyden, 1891 in Freiburg/Br. als Sohn jüdischer Eltern geboren, hat sich eher zufällig mit Berlin beschäftigt, ist jedoch schnell zum Experten avanciert. Seinen ursprünglichen Namen, Friedrich Levy, legte er ab nach dem Scheitern seiner Habilitationspläne und mit dem Eintritt in den diplomatischen Dienst. In die Reichshauptstadt verschlagen, kultivierte er seine fachliche Bildung und verschaffte sich – anhand von ausführlichen, über einen Zeitraum von zehn Jahren durchgeführten Begehungen – fundierte Kenntnisse. Doch schon kurz vor deren Veröffentlichung – die Umstände sind bekannt – fühlte er sich veranlasst, nach Holland zu emigrieren.

Das Buch, das er «zurückgelassen» hat, wurde zwar nicht euphorisch aufgenommen, galt aber als profundes und bis dato umfänglichstes geographisches Werk über das seit 1920 existierende Gross-Berlin. In neun Abschnitten, denen umfangreiche Tabellen und ein Ortsregister angegliedert sind, entrollt Leyden ein einprägsames Bild der Erscheinung Berlins. In gründlicher Art und Weise werden die harten Facts dargestellt: Topographie, Klima, Flora und Fauna. Neben der Analyse der baulich-räumlichen Entwicklung stehen gleichberechtigt fundierte Aussagen zu Bevölkerungsstruktur, zu Wirtschaft und Verkehr. Dergleichen wird man von einem Werk wie diesem sicherlich erwarten. Überraschend aber ist, dass es quasi nebenbei – eine Vor-Schau beinhaltet, die noch heute von Belang ist. Gerade in der Siedlungsgeographie, die *ab ovo* einem dauernden Wandel unterworfen ist, überrascht diese «Zeitlosigkeit». Das Berlin der Weimarer Republik scheint soweit nicht weg vom heutigen. Schon dadurch legitimiert sich der Reprint des Werkes. (Ob es allerdings zum angegebenen Preis sein muss, sei bezweifelt.)

Leyden erweist sich, vor allem in bezug auf die räumliche Entwicklung, als hellsichtig. Beispielsweise erkennt und benennt er die Potentiale des Nord-Ost-Raumes – jenen Bereich um Karow, Blankenburg und Buchholz, der auch heute als Entwicklungsschwerpunkt gilt: «Hier liegen also für die künftige Erschliessung und Ausgestaltung der randlichen Teile von Gross-Berlin schon heute ungewöhnlich günstige Voraussetzungen vor.» Doch auch andere seiner Beobachtungen haben nach wie vor ihre Gültigkeit behalten: «Der Teltow-Kanal ist das Rückgrat einer randlichen Industrieentwicklung, die gleichsam einen zweiten Aussengürtel um den eigentlichen Grossstadtkern, der auf den Raum innerhalb der Ringbahn beschränkt bleibt, gezogen hat.»

Um nicht missverstanden zu werden: Leydens «Gross-Berlin» offenbart keine spektakulären Weisheiten. Vielmehr liegt das Besondere und Reizvolle des Buches darin, dass eine Grundstruktur der Stadt herauspräpariert wird, wie sie erst heute wieder sichtbar wird, nachdem Krieg und Teilung den Gesamtzusammenhang gestört, zumindest aber zugedeckt haben. Vor allem das Kapitel über Siedlungskerne erfrischt den Leser mit einigen nachhaltigen Einsichten, beispielsweise über die Beziehungslosigkeit der neuesten Siedlungen (er meint die der 20er Jahre) zum Gelände, über die Anlage der Friedrichstadt und den schon hier begründeten ‹Zug nach dem Westen›, über die Siedlungsdichten (die maximalen Bevölkerungsdichten in den Randgebieten der geschlossenen Grossstadt lagen bis weit über 100 000 je km²!) oder über die Rolle der Ringbahn als Grenze und hemmender Damm zwischen Innenstadt und Aussenbezirken. «Es ist misslich, Grenzen zu ziehen, wo keine vorhanden sind, und Unterscheidungen oder Klassifizierungen zu versuchen, wo sich überall nur Übergänge oder unerwartete Wechsel feststellen lassen. Nicht wie in anderen Grossstädten legt sich hier um einen ältesten Stadtkern eine Reihe von Stadterweiterungszonen, der Bereich der Mietskasernen, der Laubenkolonien und der halb ländlichen Aussenbezirke schalenförmig aneinander, sondern alles greift ineinander über: jenseits der Vorstadtzone und der Laubenkolonien trifft man auf neue Vorstadtgebiete, ja auf die alten Stadtkerne von Spandau und Köpenick mit ihrem selbständigen Gepräge, und aus der innigen wechselseitigen Verzahnung und Vergitterung lassen sich